

Wüstenfalke
Von Lisa Froitzheim

Wüstenfalke

Von Lisa Froitzheim

© Copyright: 2018 Lisa Froitzheim

1. Auflage, 2018

Umschlaggestaltung: Jasmin Pfeiffer

Verlag: Sweek Publishing (<https://selfpublish.sweek.com/de/>)

ISBN: 978-94-6367-199-6

Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentlich Zugänglichmachung.

Kapitel 1

Ashar

Mit der rechten Hand ziehe ich die Kapuze weiter vor, um mein Gesicht vor fremden Blicken zu verbergen. Im Schutz der Schatten schaue ich nach rechts und nach links. Meine Augen suchen jeden Winkel der Straße ab. Jedes Fenster, jede Person und deren Schatten.

Bei jedem Schritt wird das Prickeln in meinem Nacken stärker. Das unangenehme Ziehen in meinem Magen wird unausstehlich.

Die Sonne brennt sich durch den Stoff meines Umhangs, sodass ich die Wärme auf meiner Haut spüre. In einem bestimmten Winkel kann ich sogar den Dunst der Hitze über den Pflastersteinen aufsteigen sehen.

In Amall scheint alles wie immer und doch lässt mich das Gefühl nicht los, dass hier etwas nicht stimmt.

Während meiner Ausbildung wurde mir beigebracht, meinen Instinkten zu vertrauen. Auf jede Kleinigkeit zu achten. Sachen wahrzunehmen, bevor sie passieren. Und in diesem Moment schreien meine Instinkte.

Aber was stört mich? Den Plan haben Parvis und ich tagelang ausgetüftelt. Wir sind alles durchgegangen, was schief laufen könnte. Jegliche Risiken sind ausgeschlossen. Wenn mich niemand erkennt, gibt es keine Probleme. Ich muss nur den Mann vor mir unauffällig folgen.

Aber warum mache ich mir dann Sorgen?

Verdammt, was entgeht mir?

Nochmals zupfe ich am Stoff der Kapuze. Ist es zu auffällig, in einer warmen Stadt wie Amall, im Umhang durch die Straßen zu ziehen? Falle ich etwa auf? Wird mich jemand erkennen?

Ein weiteres Mal schaue ich mich um. Die vielen Gestalten, die mir entgegenkommen, beachten mich nicht. Niemand schaut mich an.

Trotz der Hitze ist es nicht unüblich, dass sich in Amall jemand mit Kapuze durch die Straßen bewegt. Einige, die mir entgegenkommen, verbergen ebenfalls ihre Gesichter.

Während ich weiter über die Hauptstraße laufe, behalte ich den Mann im Auge. Sein kahles Haupt taucht immer wieder zwischen den Köpfen der anderen Bürger auf. Sein Brokatumhang wippt hin und her, wodurch die Goldstickereien glitzern wie Diamanten. Die Menschen, die an ihm vorbeilaufen, werfen ihm vernichtende Blicke zu, denn jeder hier kennt diesen Typen. Jeder weiß, dass dieser Mann Revis ist. Ein Sklavenhändler.

Plötzlich wird ein Fenster vom Haus neben mir aufgestoßen und ein alter Mann mit langem Bart taucht auf. Er kippt einen Eimer mit einer abartigen Brühe auf die Straße. Fast wäre ich hineingelaufen. Der Geruch von Exkrementen steigt mir in die Nase. Für einen Moment verrutscht mein aufgesetztes Gesicht und ich würgen. Diese Stadt stinkt so sehr nach verdorbenem Essen, Kot und Urin, dass ich nicht verstehe, warum die Bürger immer noch ihren Müll auf die Straße werfen.

Mit schnellen Schritten laufe ich um die braune Pfütze herum und setze meinen Weg fort. Mein Auftrag ist wichtiger als mein Ekel. Daher hefte ich mich wieder an Revis.

Doch dann erregt das Klimpern von Ketten meine Aufmerksamkeit. Zwischen den vielen Menschen läuft eine hochgeschossene Frau an mir vorbei, ihre schwarzen Haare sind streng zu einem Zopf gebunden. Sie hat eine graue, schlichte Hose und ein braunes Hemd an. Hinter ihr läuft ein breiter Mann. Ein Drachentattoo erstreckt sich über sein halbes Gesicht. In einer Hand hält er das Ende einer Kette, an der drei Sklaven gefesselt sind. Mit gesenkten Köpfen trotten sie den beiden hinterher.

Schnell wende ich meinen Blick ab, bevor ich etwas Unüberlegtes anstelle. Auf keinen Fall sollte ich Aufmerksamkeit erregen. Aus den Schatten heraus anzugreifen liegt mir mehr.

Denk einfach an deinen Auftrag. Dein Auftrag ist wichtiger.
Wie ein Mantra wiederhole ich die Worte.

Dann tue ich das, was jeder hier auch tut. Einfach weiterlaufen.

Auch wenn die Stadt der perfekte Ort ist, um sich zu verstecken, hasse ich sie. Amall ist die Hochburg der Sklaverei. Drei große Sklavenhändler kämpfen hier um ihre Regentschaft. Und einer von ihnen läuft nur ein Stück weit von mir entfernt. Revis beschatten Firuz, Parvis und ich bereits seit Wochen. Wir drei sind Söldner und ehemalige Krieger, die versuchen mit verschiedenen Aufträgen über die Runden zu kommen.

Auf einmal hallt ein lautes Brüllen durch die Gasse. Die Menschen springen beiseite und weichen zwei Typen aus. Ein riesiger Mann mit breiten Armen schmeißt sich auf einen schmalen. Der

Schmale weicht aus und zückt sein Schwert. Langsam kreist er um den Riesen herum. Er kreist so lange um ihn herum, bis ich sein Gesicht erkennen konnte. Vier Narben ziehen sich über sein rechtes Auge. Es sind vier Schnitte wie von einer Raubkatze. Die trübe Iris lässt ihn gefährlich aussehen. Er muss auf dem Auge blind sein.

Dein Auftrag, Ashar.

Ich setze meinen Weg fort und kämpfe mich durch die Menschenmenge, bis ich auf der anderen Seite endlich hinausfinde.

Ein kleiner, breiter Mann taucht vor mir auf und rempelt mich an. „Hey, Junge, was soll das?“ ruft er mir hinterher.

Doch ich ignoriere ihn. Ich strecke meinen Kopf hoch, halte nach Revis Ausschau. Im letzten Moment kann ich sehen, wie er rechts abbiegt.

Ich beeile mich, um mit ihm Schritt zu halten, denn die Menschenmenge hat mich ein ganzes Stück zurückgeworfen.

Sobald ich das Ende der Straße erreiche und ebenfalls rechts abbiege, taucht Revis wieder in meinem Blickfeld auf. Ich bin froh, dass Parvis, Firuz und ich diesen Auftrag bekommen haben. So können wir die Welt von einem weiteren Mistkerl befreien.

Der kleine, runde Mann sieht harmloser aus, als er tatsächlich ist. Wie ein Feldhamster tapst er durch die Straßen, während seine Sklaven in seinem Anwesen missbraucht werden. Kein Wunder, dass wir den Auftrag von den anderen Sklavenhändlern bekommen haben, denn selbst die verachten sein Verhalten gegenüber den Bediensteten. Dass sie gleichzeitig einen Konkurrenten auslöschen, erfreut sie nur noch mehr.

Gänsehaut bildet sich auf meinen Armen, als ich an Revis' Einrichtung denke. Ich bin heimlich durch das riesige Haus geschlichen, um herauszufinden, wie viele Menschen sich in seiner Gewalt befinden und wie wir sie am schnellsten dort herausholen können. Mit so etwas Schrecklichem habe selbst ich nicht gerechnet. Dabei habe ich im Alter von Vierundzwanzig Jahren viele schlimme Sachen erlebt.

Der Keller gleicht einem Verlies. In jedem der engen Zellen sind mehrere Sklaven eingepfercht. Seit Wochen haben sie kein Tageslicht gesehen, sie verkommen und werden immer dünner. Ich will gar nicht wissen, wie viele verhungern.

Die jungen Frauen und Mädchen sperrt er in die Zimmer im oberen Teil seines Anwesens, der als Bordell dient.

Niemals werde ich die leeren Augen des Mädchens vergessen, das ich gesehen habe, als ich durch sein Anwesen geschlichen bin. Sie war keine zehn Jahre alt, saß auf einem Bett in einem heruntergekommenen Zimmer und starrte an die Wand. Sie hat keine Reaktion gezeigt, als ich vor ihrer Zimmertür stehen blieb. Es war, als hätte sich ihr Geist verabschiedet und nur ihre Hülle zurückgelassen.

In diesem Moment habe ich mir geschworen, sie dort rauszuholen. So ein Leben hat niemand verdient. Vor allem keine Kinder. Revis hat jegliche moralische Grenzen überschritten.

Wenn jetzt alles nach Plan läuft, werden wir sie heute befreien.

Kurz huscht mein Blick hoch zu den Dächern. Es kommt mir vor, als hätte ich aus dem Augenwinkel einen Schatten dort oben gesehen. Doch die Dächer sind leer. Das Ziehen in meinen Magen

wird wieder schlimmer. Das Gefühl verfolgt zu werden, überwältigt mich mit einem Schlag.

Doch ich habe keine Zeit. Ich muss mich auf den Auftrag konzentrieren.

Möglichst unauffällig halte ich mich zwischen den anderen Fußgängern und folge Revis weiter die nächste Straße hoch.

Wieder erregt etwas über mir meine Aufmerksamkeit. Ein schwarzer Punkt taucht am Rande meines Blickfeldes auf.

Sofort schaue ich auf und mein Herz setzt für einen Moment aus.

Braune Federn glänzen im Sonnenlicht, die sich mit weißen abwechseln. Der Bauch ist beige und hat schwarze Punkte. Solch einen Vogel würde ich überall erkennen. Es ist ein Wüstenfalke, der über die Dächer fliegt. Die Augen starr auf den Boden gerichtet, als suche er nach seiner Beute. Ein goldener Ring glänzt an einer Kralle. Es ist kein freier Falke.

Schnell verberge ich mich am Straßenrand unter einem Baldachin.

Der Falke taucht wieder auf und fliegt tiefer durch die Gasse, dann verschwindet er hinter einem Haus.

Verdammt, warum sind sie in Amall? Normalerweise ist das nicht deren Gebiet. Sie halten sich südlicher auf. Haben sie etwa ihre Spione weiter rausgeschickt? Haben sie mich gefunden?

Was für ein Mist! Wir müssen die Stadt zügig verlassen. Hier können wir nicht bleiben. Früher oder später werden sie mich finden. Sie werden uns finden.

Ich schaue die Straße hoch und sehe, wie Revis wieder abbiegt. Wenn ich mich nicht beeile, stehen Parvis und Firuz allein da. Diesen Auftrag muss ich beenden. Es geht nicht anders.

Hastig laufe ich die Straße hoch, wobei ich darauf achte, mich immer im Schatten der Häuser zu halten. Dann verschwinde ich in der engen Gasse, in der Revis zuvor abgebogen ist.

Wenn Amalls Straßen beängstigend sind, dann ist diese Gasse panikauslösend.

Das Leben auf der Hauptstraße verstummt. Als gebe es die Stadt nicht. Als würde nur diese Gasse existieren. Sie ist 253 Fuß lang und so breit, dass ich hindurchgehen kann, ohne die Wände mit meinen Schultern zu streifen. Sonst führt nichts zu dieser Gasse. Keine Abzweigung, keine Tür und kein Fenster.

Nur ein paar Ratten laufen über meine Füße, während ich weiter dem Sklavenhändler folge. Der Gestank nach Schimmel, Müll und Verwesung ist in dieser Gasse schlimmer als in der restlichen Stadt.

Am Ende der Gasse, Revis einziger Ausweg, tauchen zwei Männer auf, die auf ihn zuschlendern. Beide haben ein Tuch vor dem Mund, um ihre Gesichter zu verbergen. Auch ich ziehe meines über die Nase.

Da Parvis um einiges größer ist, geht er vor. Er soll Revis Angst einjagen. Und es funktioniert, denn er kommt ins Straucheln und fällt fast über seine eigenen Füße. Für zwei Sekunden bleibt er stehen und dreht sich dann um.

Als er mich sieht, weiten sich seine Augen und ich kann Furcht in ihnen aufblitzen sehen. Er zählt eins und eins zusammen und weiß genau, was jetzt passiert.

Revis dreht sich wieder um und eilt auf Firuz zu. Vor ihm fällt er auf die Knie. Er hat mehr Angst vor mir als vor Firuz? Firuz ist ein Schrank und ich im Vergleich zu ihm ein Kleiderständer.

Ich kann nicht hören, was Revis genau sagt und wenn ich ehrlich bin, interessiert es mich auch nicht. Ein Mann, der flehend auf die Knie fällt, hat keine Ehre. Er könnte wenigstens versuchen zu kämpfen.

Als ich ihn erreiche, nickt mir Firuz kurz zu. Das Zeichen dafür, dass ich die Drecksarbeit erledigen soll. Er schaut über meine Schulter, um abzusichern, dass mir keiner gefolgt ist. Die dunkle Gasse ist leer.

Dann stoße ich dem Sklavenhändler mein Knie in die Wirbelsäule. Bevor er nach vorne umfällt, packe ich seine schwitzige Stirn, reiße den Kopf nach hinten und setze meinen Dolch an seine Kehle.

Nur ein einziger schneller Schnitt und Blut fließt aus seinem Hals.

Kapitel 2

Elenor

Meine Hand legt sich auf den Türgriff, langsam drücke ich ihn herunter und öffne die Tür. Sobald mich die warmen Sonnenstrahlen treffen, werde ich nervös.

Zögernd setze ich erst einen Fuß auf den Pflasterstein und dann den anderen. Selbst durch die Sohle meiner Sandalen spüre ich die Hitze der Steine. Der Sand unter ihnen knirscht bei jedem Schritt.

Jeden Tag gleicht ein Ausflug in die Stadt einem Abenteuer. Mittlerweile müsste ich daran gewöhnt sein, nicht nur weil ich jeden Morgen den großen Markt besuche, sondern weil ich schon immer hier lebe. Während der neunzehn Jahre meines Lebens kenne ich keine andere Stadt als Osira. Und trotzdem weiß ich kaum etwas über sie. So ist es als Sklavin. Das Leben beschränkt sich auf einen Haushalt.

Mit einem Knall fällt die Tür hinter mir zu, sodass ich zusammenzucke. Warum bin ich nur so empfindlich?

Ich reiße mich zusammen, entspanne meine Hand, die sich um den Griff des Korbes verkrampft hat und gehe los.

Wie jeden Morgen laufe ich am Nachbarhaus vorbei, dessen Sklave sich um die Palmen neben der Eingangstür und die wilden Ranken an der Fassade kümmert. Und wie jeden Morgen schaut er auf und winkt mir zu.

Als Sklavin habe ich das Glück bei Zahir zu leben, dem Finanzberater des Königs Nasim. Sein Haus befindet sich im Viertel der Oberen Kaste. Die Häuser hier sind verziert mit vielen Ornamenten, Steinfiguren und zahlreichen Pflanzen. Jeder hier versucht zu zeigen, wie viel Geld er hat und dass er sich Wasser im Überfluss leisten kann. Doch keiner der Oberen Kaste würde sich die Hände schmutzig machen.

Eine Dame, in einem roten Kleid aus leichtem Stoff, der hinter ihr her weht, kommt auf mich zu. Sofort senke ich meinen Blick. Einem Sklaven ist es nicht gestattet, einem Adeligen in die Augen zu schauen.

Meine Nackenhaare stellen sich auf und eine leichte Gänsehaut läuft mir über die Arme, als wäre mir kalt. Dabei knallt die Sonne auf mich herunter, bahnt sich einen Weg durch mein Leinenkleid und wärmt mir die Haut.

Ich hasse es. Diese ständigen Regeln, die erniedrigenden Blicke und manchmal schrecklichen Worte, die mir hinterhergerufen werden. Ich wünschte, ich wäre so unauffällig wie die anderen Sklaven, leider werde ich nur selten wie Luft behandelt.

Selbst wenn ich mir ein besseres Leben wünsche, lässt sich nichts an meinem Jetzigen ändern. Wenn man einmal das Mal eines Sklaven am Fuß trägt, wird man dieses nicht mehr los. Es sind nur fünf eingebrannte Striche, die das ganze Leben bestimmen.

Sobald ich die Straße verlasse, verändern sich die Häuser. Mein Blick fällt auf einen kleinen Topf mit einem Farn, der neben einer Eingangsstufe steht. Der Farn blüht immer im strahlenden

Grün und hat nasse Erde, während die Steinstufe bröseln und die Sprünge größer werden. Zudem sind die Fassaden aus Sandstein blank, was einer Stadt an einer Halbwüste doch gerechter wird.

Langsam komme ich dem Stadtzentrum näher, wo der Markt abgehalten wird. Je weiter ich in die Stadt reingehe, umso mehr Tücher sind zwischen den Häusern aufgespannt. Diese werfen große Schatten über die Wege und tauchen die Straßen in ein warmes Licht.

Ohne diese Schatten gebe es keinen Markt. Die Halbwüste sorgt dafür, dass die Stadt der Sonne ausgeliefert ist. Metalle werden schnell heiß, die Farben der Stoffe bleichen aus und kein Mensch kann sich lange auf dem Markt aufhalten. Vor allem fremde Händler gehen in der Hitze schnell ein.

Während sich die Straßen immer mehr füllen, tauchen die ersten Stände auf.

Möglichst unauffällig schlängle ich mich durch die Menschenmenge. In jede Lücke, die sich vor mir auftut, schlüpfte ich hinein, um schneller voranzukommen.

Immer wieder ertappe ich mich dabei, wie ich zu den Stoffständen herüberschiele. Ich muss mich selbst ermahnen, um mich zurückzuhalten. Erstmal sollte ich zu Shayan und ihm die Hühnereier in meinem Korb bringen.

Shayan ist ein Lebensmittelhändler hier auf dem Markt. Er war der Einzige, der sich vor einigen Jahren bereit erklärt hat, mir ein paar Eier abzukaufen. Ich weiß nicht, warum er das tut, nur dass er es definitiv nicht nötig hat. Die sechs bis zehn Eier am Tag mehr von mir, machen keinen großen Unterschied. Aber ich bin ihm trotzdem dankbar.

Ebenso wie ich Zahir dankbar bin, dass er mir erlaubt, die Eier seiner Hühner zu verkaufen. Denn normalerweise hat ein Sklave kein eigenes Geld. Seitdem ich die Eier verkaufe, lege ich das Geld immer beiseite, um meiner Mutter an ihrem fünfzigsten Geburtstag ein Geschenk zu kaufen. Und ihr Geburtstag ist heute.

Langsam komme ich zu den Lebensmittelhändlern, dessen Stände überladen sind mit den unterschiedlichsten Gewürzen. Die Straßen sind mit den Düften von Kreuzkümmel, Zimt, Currykraut und Sumach geflutet. Zudem befinden sich hier deutlich mehr Menschen der unterschiedlichsten Kasten.

Wie jedes Mal schauen mir einige Leute nach. Schnell streiche ich über meine langen weißen Haare. Ich bereue es, mein Tuch nicht mitgenommen zu haben, um mich zu bedecken. Doch auch das Tuch wäre ein Statussymbol, das einem Sklaven nicht gerecht wird.

Wenn man über den Markt schaut, dann haben die meisten Bürger dunkle Haarfarben. Daher kann ich mir aussuchen, ob ich mit meinen weißen Haaren auffalle oder mit einem Tuch auf dem Kopf.

Die meisten Leute betrachten mich ausgiebig und tuscheln dann mit ihren Begleitern. Spätestens wenn sie einen Blick auf meine Kleidung werfen, verlieren sie das Interesse an mir.

Nur die älteren Bürger starren mich an, als wäre ich vom Himmel gefallen. Ich weiß nicht warum. Dennoch ist es unangenehm für mich. Daher starre ich auf meine Füße.

Nach einer Straße und einer Abbiegung erreiche ich Shayans Stand. Ein Dutzend Bürger tummeln sich um ihn herum und alle scheinen gleichzeitig zu schreien.

Shayans Sohn Amir bedient die Kunden, ruft ihnen immer wieder Zahlen zu oder andere Bemerkungen, während er für eine Dame Auberginen abwägt.

Als er mich erblickt, taucht ein breites Grinsen in seinem Gesicht auf. Ich warte darauf, dass er Zeit für mich hat, währenddessen begutachte ich die frischen Datteln, die vor mir liegen.

„Wie viel Gramm braucht die Dame?“, dringt seine amüsierte Stimme durch die verschwommenen Gesprächsfetzen der Menge. Wie schafft er es nur immer, so gut gelaunt zu sein?

Mit einem Lächeln schaue ich zu ihm auf. „Wie viel würden Sie mir denn umsonst geben?“, frage ich spielerisch ernst.

Er fängt an zu lachen, während er eine Klappe in der Theke öffnet und mich hineinwinkt. „Das Übliche?“

„Genau“, entgegne ich und schiebe mich durch den Spalt, bis ich neben ihm stehe.

„Mein Vater ist hinten im Lager. Er hat schon nach dir gefragt.“ Mit verschränkten Armen steht er vor mir und grinst auf mich herunter.

„Hey, junger Mann, ich warte schon seit zehn Minuten“, ruft eine tiefe Stimme hinter ihm.

Amir wirft einen kurzen Blick über die Schulter und antwortet: „Ich komme sofort.“ Dann schaut er wieder mich an. „Gerade ist die Hölle los“, flüstert er und verdreht die Augen.

„Soll ich dir helfen?“, frage ich, bevor ich darüber nachdenke.

„Das wäre super.“ Amir schenkt mir ein breites Lächeln, bevor er sich abwendet.

Einige Sekunden schaue ich seinen wilden schwarzen Locken nach, bevor ich mich einem Kunden zuwende.

Ich wiege die verschiedensten Lebensmittel ab und verstaue sie in Beuteln. Ich muss mir alles notieren und die Preise auf Papier ausrechnen. Amir ist deutlich talentierter und rechnet alles im Kopf.

Der Job ist anstrengend, jeder schreit einen an, um schneller dranzukommen. Bald schon raucht mir der Kopf und ich frage mich, wie Amir das hinbekommt. Doch stets versuche ich zu lächeln und achte penibel darauf niemanden in die Augen zu schauen.

In einer halben Stunde bewältigen wir den Ansturm. Nur noch drei Kunden stehen am Stand und schauen sich die Lebensmittel an, als ich mich einem Mann zuwende. Die Ärmel seines kostbaren Gewands streifen über die Bohnen, als er nach einem Apfel greift und ihn in der Hand dreht.

„Kann ich Ihnen helfen?“, frage ich und lächle sanft.

Er schaut vom Apfel auf und mich direkt an, dann wandert sein Blick tiefer über meine Kleidung.

Seine Gesichtszüge verändern sich, die Mundwinkel verrutschen und eine Zornesfalte bildet sich auf seiner Stirn.

„Was für eine Unverschämtheit, dass du es überhaupt wagst mich anzusprechen.“

„Das tut mir leid“, stammle ich. Sofort senke ich den Blick und schaue auf die Riemen meiner Sandalen.

„Das sollte es dir auch. Was ist das hier für ein Händler, dass ich mich von einem Sklaven bedienen lassen muss.“ Sein zorniger Blick fällt auf den kleinen Papierstapel in meiner Hand, was ihn

rasend macht. „Du kannst auch noch schreiben? Was bist du nur für ein Abschaum, dass du uns alle beleidigst?“

Ich fahre zusammen, schnell lege ich Block und Stift auf die Theke und weiche ein paar Schritte zurück.

„Was für eine Verschwendung es so jemandem wie dir beizubringen.“

Plötzlich taucht neben mir Amir auf. Besänftigend redet er auf den Mann ein: „Bitte, werter Herr. Beruhigen Sie sich.“

„Ich soll mich beruhigen?!“, schreit er. Mit hochgezogenen Augenbrauen und aufgeblähten Nasenflügel beschimpft er Amir.

Dann kommt Shayan dazu. „Was ist hier los?“, fragt er in die Runde, wobei er sich nur dem dunkelhaarigen Kunden zuwendet.

„Was hier los ist?“, wirft der Mann ihm an den Kopf. Er hebt seine Hand und zeigt mit dem Finger auf mich. „Ich werde von einem Sklaven bedient. Wie können Sie so eine hier arbeiten lassen? Schauen Sie sich die mal an. Ich will wissen zu wem sie gehört. Wer ihr erlaubt sich die Haare zu bleichen. Das ist eine Beleidigung an unsere ganze Stadt.“

Ich schlucke schwer. Es ist eine Sache mich meines Standes wegen anzuschreien und eine andere mich persönlich anzugreifen. Es ist nicht so, dass ich mir diese Haarfarbe gewünscht habe. Nein, meine Mutter und ich haben oft versucht sie zu färben – erfolglos.

Ich balle meine Hände zu Fäusten, sodass sich die Fingernägel in meine Handflächen bohren. Vor Anstrengung schießen mir die Tränen in die Augen. Um nicht zurück zu schimpfen, beiße ich mir auf die Zunge.

Sanft legt Amir seine Hand auf meinen Arm, doch ich weiche ihm aus. Nicht, dass der Mann auch noch auf ihn losgeht.

Shayan macht einen Schritt auf den Mann zu und redet weiter auf ihn ein. „Bitte, beruhigen Sie sich. Sie ist nur eine Aushilfe.“

„Dann suchen sie sich gefälligst jemanden, der den Job verdient hat.“

Und plötzlich kippt die Stimmung am Stand.

„Dumm nur, dass keiner diesen Job machen will“, donnert Shayans Stimme über den Markt.

Mir stockt der Atem. Dass Shayan so mit einem Kunden spricht, schockiert mich. Wegen mir wird er Schwierigkeiten bekommen. Warum setzt er sich für mich ein?

Mit aufgerissenem Mund weicht der Mann einen Schritt zurück. Der Schock steht ihm ins Gesicht geschrieben. Er braucht ein paar Sekunden, bis er sich wieder fängt. „Sie verteidigen wirklich so eine wie die da?“ Wieder zeigt er mit dem Zeigefinger auf mich.

„Die da ist ein gutes Mädchen und hat einen viel besseren Stand verdient, im Gegensatz zu jemandem wie Ihnen.“

„Was?!“, brüllt der Kunde entsetzt.

Eine ältere Dame mit einem Stock in ihrer zitternden Hand stellt sich zu uns und schaut den Mann angewidert an. „Sklassen sind genauso Menschen wie Sie und ich. Unterstehen Sie sich so etwas zu sagen.“

Diese Worte aus dem Mund einer Fremden zu hören rührt mich zutiefst. Eine Träne löst sich aus meinem Auge und rollt mir über die Wange. Ich bin aufgewühlt, beschämt und gerührt zugleich.

„Möge der Tod euch alle bestrafen“, speit der Mann aus, dreht sich um und verschwindet.

Erst jetzt bemerke ich, wie eine kleine Menge um uns steht, um der Schreierei hier zuzusehen. Erst schauen die Menschen dem Mann hinterher, bis er verschwindet, dann werfen sie einen letzten Blick auf mich und gehen anschließend weiter.

Ich stehe nur da und starre auf die Stelle, an der der Mann bis eben stand. Wie durch Nebel dringt Shayans Stimme an mein Ohr. Er spricht nicht mit mir, sondern bedankt sich bei der alten Dame. Er bietet ihr sogar an, für umsonst einzukaufen. Dann deutet er Amir an, sich um sie zu kümmern.

Shayan wendet sich an mich, er legt mir einen Arm um die Schultern und schiebt mich unter einem Laken hindurch zum Lagerbereich.

Meine Augen brauchen einen Moment, bis sie sich an das gedämpfte Licht gewöhnen. Ich muss einige Male blinzeln, bis ich die vielen Kisten erkenne.

„Es tut mir leid, was gerade passiert ist“, flüstert mir Shayan zu und streicht über meinen Oberarm.

„Das muss es nicht“, sage ich mit belegter Stimme.

Mit gerunzelter Stirn schaut er mich an. Manchmal stelle ich mir vor, wie es wäre einen Vater zu haben. Dann wünsche ich mir immer jemanden wie Shayan. Denn obwohl ich eine Sklavin bin, behandelt er mich wie seine Tochter.

„Es tut mir leid. Da war so viel Kundschaft und Amir brauchte Hilfe.“ Ich starre auf den Boden und lasse die Tränen über meine Wange rollen.

„Und dafür bin ich dir sehr dankbar.“ Die Wut in Shayans Stimme ist verflogen und an ihrer Stelle ist Mitgefühl.

Ich weiß nicht, was ich antworten soll. Daher sage ich nichts und wische mir die nasse Spur in meinem Gesicht fort.

Währenddessen kramt Shayan in seiner Hosentasche herum. Er greift nach meiner Hand und legt drei Silbermünzen hinein. „Für die Lieferung.“

„Was? Das kann ich nicht annehmen, das ist zu viel.“ Ich strecke ihm meine Hand entgegen, damit er das Geld wieder zurücknimmt. Sonst gibt er mir eine Kupfermünze für jedes Ei, was schon großzügig ist.

Er umschließt meine Hand mit seiner und schaut mir tief in die Augen. „Sieh es als Lohn und als Entschädigung.“

Kapitel 3

Elenor

Ich entscheide mich, sofort zum Palast zu gehen. Wenn ich den ganzen Tag darauf warten muss, dass meine Mutter heimkommt, platze ich vor Aufregung.

Zum hundertsten Mal lasse ich meine Hand in den Korb gleiten und berühre die Seide. Mehr als ein Jahr lang habe ich für dieses Geburtstagsgeschenk gespart und es hat funktioniert. Ich bin Zahir mehr als dankbar, dass er mir das erlaubt hat. Er ist eben nicht wie die anderen Adligen.

Es gibt nur eine Sache, die ich nicht verstehe, und zwar dass er meine Mutter tagsüber im Palast arbeiten lässt. Sobald ich in dem Alter war, um den Haushalt alleine zu schmeißen und der Köchin zu helfen, schickte er meine Mutter in den Palast. Jeden Morgen steht sie früh auf und kommt erst bei Sonnenuntergang wieder. Zahir meinte, dass ihm eine Sklavin im Haus und eine in der Küche ausreiche, außerdem wolle er niemanden verkaufen.

Bis jetzt habe ich meine Mutter nie im Palast besucht. Als Sklave ist es eher unüblich, dass man nur aus diesem Grund hereingelassen wird. Wenn man nicht selbst dort arbeitet, braucht man eine Ausrede.

Da Mutter eine leidenschaftliche Näherin ist und häufig der königlichen Schneiderin aushilft, ist meine Ausrede, dass sie den Stoff daheim vergessen hat. Dass sie Arbeit mit nach Hause nimmt, ist nicht unüblich.

Den Palast zu finden ist nicht schwer. Selbst für jemanden, der sich so wenig in Osira auskennt wie ich.

Die fünf Türme reichen bis in den Himmel, als wollten sie nach den Sternen greifen. Der mittlere Turm ist am höchsten und von überall in der Stadt zu sehen. Es heißt, im obersten Zimmer dieses Turms schläft der König. Als Symbol dafür, dass er an oberster Stelle in unserem Land steht.

Umso näher ich dem Palast komme, desto besser erkenne ich die vielen kleineren Türme, die wie Nadeln hochragen. Die detailliert ausgearbeitete Fassade weckt unterschiedliche Gefühle in mir. Erst kann ich sie nicht einordnen, doch als ich auf dem Königsplatz stehe und meinen Kopf in den Nacken lege, um aufzuschauen, rast mein Herz wie verrückt.

Der Anblick kommt mir so vertraut vor, als würde ich jeden Tag hier stehen. Gleichzeitig überlege ich es mir nochmal, ob ich dort hineinwill.

Langsam schreite ich auf das Haupttor zu, dem einzigen Eingang durch den Besucher Zugang haben. Durch den kleinen Personaleingang würde ich niemals hindurchkommen.

Ich stelle mich in die Schlange, die sich vor dem Tor gebildet hat. Sie ist nicht lang. Nur fünf weitere Bürger warten mit mir. Alle in reichverzierte Stoffe gekleidet. Sie gehören offensichtlich zur Oberen Kaste.

„Was wollen Sie?“, fragt ein Soldat und ich zucke zusammen. Seine Stimme ist tief und hart, sie klingt wahnsinnig gelangweilt und er spricht nicht mal mit mir. Anscheinend gefällt ihm sein Posten nicht.

Ich sollte doch wieder gehen.

„Ich bin Sean, ein Richter“, sagt der erste Mann in der Reihe.

„Ich habe nicht gefragt, wer Sie sind, sondern was Sie hier wollen.“ Ungeduldig verlagert der Soldat sein Gewicht, sodass die vielen kleinen Platten, aus denen seine Rüstung besteht, klimpern.

„Der König höchstpersönlich hat mich eingeladen“, sagt der andere Mann. Ich kann sein Gesicht nicht erkennen, dafür klingt er etwas eingeschüchtert. Mit zitternder Hand reicht er dem Soldaten einen Zettel.

Mit einer zügigen Handbewegung faltet er das Papier auseinander und überfliegt es. Anschließend winkt er den Richter hinein.

Eine Einladung? Wie soll ich nur ohne eine Einladung in den Palast gelangen? Es war eine schreckliche Idee hierherzukommen.

Mein Blick huscht über den lebendigen Platz. Viele Menschen laufen von einem Gebäude zum anderen. Eins muss das Gericht sein, ein weiteres das Rathaus und eins ein Auktionshaus. Doch ich kann sie nicht zuordnen. Selbst die übergroßen Steinstatuen vor den Gebäuden sagen mir nichts.

Was mir jedoch sofort auffällt ist, dass ich keinen Sklaven sehe. Dürfen wir nicht hier sein? Wahrscheinlich bekomme ich Ärger. Ich sollte wirklich gehen.

Doch dann sehe ich etwas, das mich erstarren lässt. Dort am Ende des Platzes, wo eine breite Straße anfängt, gesäumt von Säulen und Bögen, steht ein Mann in ähnlicher Kleidung wie die Männer in der Reihe vor mir. Seine schwarzen Haare wippen im Wind. Er schaut mich direkt an, selbst als ich ihn entdecke. Sein

Blick ist so intensiv, als wollte er mir etwas sagen. Als wollte er mich warnen. Als wäre ich in Gefahr...

„Hey, Sklave, wenn du nicht in den Palast willst, dann stell dich woanders hin“, motzt ein alter Mann hinter mir.

Damit reißt er mich aus meinen Gedanken. Ich richte mich wieder nach vorne und erkenne, dass die Männer vor mir alle verschwunden sind. Ungeduldig schauen mich die Soldaten an.

Ich trete vor und bevor er mich fragt, was ich will, halte ich ihm meinen Korb hin. „Herr Magar schickt mich. Ich soll das hier meiner Mutter bringen. Sie hat es vergessen. Sie arbeitet hier als Dienerin bei einer Mätresse und hilft der Schneiderin.“ Ich versuche ruhig zu klingen. Sie werden Zahir irgendwann fragen, ob das stimmt, aber ich weiß, dass er mich nicht verraten wird.

„Der Name“, fordert der Soldat und verlagert sein Gewicht von einem auf das andere Bein, wodurch die Rüstung wieder klimpert.

Angestrengt schaue ich an ihm vorbei. „Ich heiße Elenor.“

„Der Name deiner Mutter“, fordert er weiter und tippt genervt mit dem Fuß auf dem Boden rum.

„Beatha.“

Der zweite Soldat, der bis jetzt nicht gesprochen hat, flüstert dem ersten etwas ins Ohr. In meinen Augenwinkeln sehe ich, dass sie sich gegenseitig zunicken. Dann verschwindet der Zweite.

Was passiert jetzt? Soll ich gehen? Oder warten? Ich darf aber auch nicht fragen.

Ungeduldig fange ich an, auf meinen Füßen hin und her zu wippen. Die scharfen Blicke der Menschen hinter mir brennen sich in meinen Rücken. Der Soldat vor mir mustert mich.

Vielleicht sollte ich gehen. Vielleicht warten sie genau darauf.

Doch dann kommt der zweite Soldat zurück. Er ist nicht allein, zwei weitere Wachen folgen ihm und bleiben vor mir stehen.

„Mitkommen!“ Der Befehl schneidet wie ein Messer durch die Luft. Nur ein strenges Wort. Ein ganzer Satz wäre zu viel verlangt.

Ich presse meine Lippen zusammen.

Die beiden neuen Soldaten drehen sich um und marschieren los. Mit ihren langen Beinen machen sie riesige Schritte, sodass ich kaum hinterherkomme. Es fällt mir schwer, mich ihrem Tempo anzupassen. Bei jedem Schritt klimpert ihre Rüstung wie ein Glockenspiel. Sie steuern direkt auf die Eingangstür zu, dessen Bogen zu einer Spitze zusammenläuft.

Mein Blick huscht über die reichverzierte Fassade. In den Sandstein sind Ranken und Blumen eingeritzt. Diese folgen einem strengen Muster aus Medaillons und Bögen, die sich über die gesamte Fassade erstrecken.

Beinahe bemerke ich nicht, wie mein Fuß gegen die erste Stufe stößt. Mit zügigen Schritten steigen wir die Treppe hinauf. Ein lautes Quietschen zerreißt die Stille auf dem Innenhof. Einer der Soldaten öffnet die rechte Flügeltür. Während er die Holztür aufhält, deutet er mit einem Winken an, dass wir eintreten sollen.

Für einen Moment bin ich versucht ihm ins Gesicht zu schauen. Nur um zu sehen, wer er ist. Doch ich hefte meinen Blick fest auf den Rücken des anderen Soldaten.

Sobald wir im Palast sind, schaue ich mich um. Mit offenem Mund bestaune ich die weißen, hohen Deckengewölbe. Meine Füße versagen mir den Dienst und rühren sich nicht. Das Innere

des Palasts ist um einiges beeindruckender als die Fassade. Das Weiß der Wände und Decken ist so rein und makellos, dass es unnatürlich erscheint. In regelmäßigen Abständen ragen Säulen auf, die zu Bögen auf dem Deckengewölbe zusammenlaufen.

Alles ist aus weißem Sandstein, in das ein kleinteiliges Muster geschlagen wurde. Das Licht der Kerzen und der Sonne, das durch wenige Fenster scheint, lässt den Stein leuchten, wobei die Schatten des Streumusters deutlicher werden. Es scheint als würden unzählige schwarze Sterne an den Wänden schimmern.

Im nächsten Moment stößt mir der Soldat, der eben die Tür aufhielt, die Stange seiner Gleve in den Rücken. „Jetzt geh schon.“

Ich verliere mein Gleichgewicht und taumle nach vorn. Doch bevor ich stürze, kann ich mich fangen. Dann werfe ich einen Blick über die Schulter und schaue direkt in seine frostigen Augen. Der rehbraune Ton passt nicht zu dem eiskalten Blick.

Verärgert zieht er seine Augenbrauen zusammen.

Schnell drehe ich mich um und folge dem ersten Soldaten. Wir laufen einige Gänge entlang. Biegen hin und wieder ab und landen in einem nächsten unendlich langen Gang. All diese Gänge sehen gleich aus und unterscheiden sich nur durch einige Nischen, die ab und an eine Tür beherbergen. Sie sind so riesig, dass ich mir klein vorkomme.

Ein seltsamer Gedanke taucht in meinem Unterbewusstsein auf. Eine Art Déjà-vu-Gefühl. Alles kommt mir so bekannt vor, als wäre ich schonmal hier gewesen. Da es unmöglich ist, ignoriere ich es.

Wir biegen ein weiteres Mal ab und bleiben abrupt vor zwei Wachen stehen. Sie flankieren eine weitere Holztür und ihre Gleven ragen hoch über ihre Köpfe. Mein Blick wandert an ihnen herauf, bis ich erkenne, dass die Wachen Zöpfe tragen.

„Bringt sie in Samaras Zimmer, sie überbringt Stoffware für die Sklavinnen“, sagt der Soldat vor mir knapp.

Die Gerüchte stimmen. Die Mätressen von König Nasim werden von Frauen bewacht und nur sie dürfen diesen Flur betreten. Der König duldet keine Männer in der Nähe seiner Ehefrauen. Nur bei seiner Leibgarde, die ihm auf den Fuß folgen, macht er eine Ausnahme.

Die beiden Soldaten drehen sich um und lassen mich mit den Frauen alleine. Eine von ihnen öffnet die Tür und tritt hindurch. Ohne ein Wort.

Da niemand mit mir spricht und ich nicht weiß, was ich machen soll, folge ich ihr. Sobald ich durch die Tür trete, schließt sich die zweite Wächterin uns an. Wie eben mit den anderen Soldaten, laufen wir in einer Reihe den Flur entlang.

Dieser Flur ist anders als die, durch die ich eben gelaufen bin. Er ist schmaler und die Decken tiefer. Das Muster hat sich ebenfalls verändert. Bis auf einen Zierstreifen fehlt es vollständig. Es gibt keine Fenster, dafür aber viele Türen.

Vor einer Tür bleiben wir stehen. Eine der Wächterinnen öffnet sie und winkt mich herein.

Ich nicke ihr zu und gehe dann in den Raum. Sobald sich die Tür hinter mir schließt, bricht die Hölle aus.

Zwei Augenpaare starren mich an. Eins davon gehört meiner Mutter.

Mit zitternder Stimme fragt sie: „Was, bei allen Göttern, machst du hier?“

Mit einer so freundlichen Begrüßung habe ich nicht gerechnet. Ich habe kaum Zeit mich umzuschauen, da stürzt sie sich auf mich. Sie greift nach meinen Oberarmen und schüttelt mich:

„Was tust du hier?“

„Ich wollte dich überraschen. Schließlich hast du Geburtstag“, sage ich ruhig. Mit zusammengezogenen Brauen betrachte ich sie. Dann stelle ich den Korb ab.

Am Bett steht eine weitere Person. Eine Frau, die sich immer noch nicht rührt. Ihre dunklen Wellen mit grauen Strähnen schwanken noch leicht. Das muss Fenyra sein. Als sie sich gefangen hat, legt sie die Decke, die sie ausbreiten wollte, achtlos nieder und kommt auf mich zu.

Meine Mutter reißt mich herum und zwingt mich sie anzusehen. „Wie kannst du nur? Es ist hier gefährlich für dich.“ Keuchend holt meine Mutter Luft und fasst sich an die Brust.

Ich greife nach ihrer Hand, um sie zu stützen. „Was ist mit dir?“

Immer wieder schaue ich zwischen ihr und Fenyra hin und her. Doch keine der beiden scheint mir erklären zu wollen, was vor sich geht.

„Wir müssen sie verstecken“, stellt Fenyra fest. Ihr ernster Blick durchsucht den Raum. Doch sie findet nicht wonach sie sucht.

„Warum?“, frage ich immer noch verwirrt.

Als wäre ich nicht anwesend, fragt meine Mutter an Fenyra gerichtet: „Und wo?“